

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 19 (1929)
Heft: 50

Artikel: Ein Vergessener
Autor: Burg, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647609>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Vergessener.

Von Anna Burg.

Mathilde Weiler hatte ihr letztes Weihnachtspaket zur Post getragen und befand sich auf dem Heimweg. Es war spät, und sie wollte die Rückkehr dadurch beschleunigen, daß sie durch eine schmale, menschenleere und dunkle Gasse ging. Während sie behenden Fußes über das Trottoir schritt, sah sie im Scheine einer Haustorlampe etwas Weißes auf dem Boden leuchten und fühlte sich in seltsamer Weise gedrängt, sich darnach zu bücken. Es war ein verschlossener Briefumschlag, der die Aufschrift trug: „An den, der mich findet“. Offenbar lag er noch nicht allzulange da, denn er war noch nicht von Fußtritten beschmutzt. Die Schrift sah zitterig aus, wie die eines sehr alten oder fieberkranken Menschen. Mathilde kämpfte einen Augenblick mit der Versuchung, das Schreiben dorthin zu legen, wo sie es genommen. Aber dann sagte sie sich, daß sie dies nicht dürfe; sie war der Finder, an sie also war der Brief gerichtet. Um ihn zu lesen, trat sie in den Lichtkreis der Torlampe, zog eine Nadel aus dem dichten Haarknoten, der unter ihrem Hutrand hervorguckte, und öffnete damit den Umschlag. Der Brief lautete:

Ich schreibe diesen Brief an einen Menschen, den ich nicht kenne; denn ich kenne eigentlich niemanden. Ich werde das Papier aus dem Fenster flattern lassen und hoffen, daß es irgendwer finden, aufheben und lesen werde. Ich bin einsam und krank. Seit Wochen krank, seit Jahren einsam. Niemand kümmert sich um mich, niemand kommt zu mir. Dies ist nicht Bosheit der Menschen, nicht einmal Gleichgültigkeit. Sie wissen einfach nichts von mir. Alle, die je meinen Namen gekannt haben, sind entweder tot oder weit von hier. Seit einem halben Jahre habe ich keinen Arbeitgeber mehr, weil ich keine Arbeit mehr gefunden habe; ebenso lange kennt mich keine Vermieterin mehr, denn ich lebe in einem Dachzimmer, wo ich meinen Kaffee selbst kochte, und dessen bescheidenen Zins ich für sechs Monate voraus bezahlt habe. Die Leute im Hause sehen mich nur selten wie einen Schatten an ihnen vorbeigleiten, denn der Arme spricht nicht leicht jemanden an, wenn er sich seinen überflüssigen Stolz bewahrt hat, und die Hausbewohner denken nicht daran, sich nach mir umzusehen, geschweige denn, länger als die Minute des Vorbeigehens von mir Notiz zu nehmen. Seit gestern kann ich Milch und Brot nicht mehr selbst holen. Das Fieber schüttelt mich, so daß meine Beine unter mir zusammenbrechen. Aber daß ich keine Milch habe, ist nicht das schlimmste. Ich habe Wasser für den Durst. Das Schlimmste ist, daß mich mit immer tödlicherer Kälte die Einsamkeit langsam, grausam umschleicht, daß kein Ton des Lebens mehr zu mir dringt; daß alles immer weiter und weiter hinter mir zurückbleibt, was Wärme, Licht und Freude heißt, und daß ich, entfernt von aller Menschheit allein — wer kennt das Wort „allein“, der es nicht erfahren hat? — in den Tod gehe. Ich schreibe diesen Brief, damit vielleicht noch einmal eines Menschen Fuß sich mir nähert, eines Menschen Auge mit Bewußtsein und Teilnahme auf mir ruhe und eines Menschen Hand mich berühre. Nachdem dieser Brief aus dem Fenster geflattert sein wird, werde ich darauf warten, daß der Finder des Briefes komme. Noch einmal werde ich etwas zu erwarten haben. Es wird mir Leben und Hoffnung zurückgegeben. Schon jetzt, während ich schreibe, fühle ich, wie mir diese Erwartung durch alle Adern läuft. Es ist bald Weihnachten. Viele Menschen sind auf der Straße. Sie haben alle für jemanden zu sorgen. Aber von ihnen allen wird einer diesen Brief finden und zu mir kommen. Er soll mir nichts bringen. Ich erwarte kein Almosen. Er soll nur selbst kommen; nur er selbst. Und wenn es der ärmste Bettler wäre, ein Trunkenbold, ein Verworfener, wenn es ein Mensch ist, so soll er kommen. Ich flehe ihn an, ich bitte ihn, mich noch einmal einen Menschen sehen zu lassen, der zu mir kommt, der

einige Zeit an mich denken, sich mit mir beschäftigen will. Ich werde ihn nicht langweilen, ich werde ihm nichts erzählen von meinem vergangenen Leben, von den blühenden Tälern meiner Jugend, den goldenen Höhen meiner Lebensreise, von dem langsamen, unerbittlichen Abstieg in Elend und Einsamkeit. Ich werde ihn nur ansehen, und ich werde sterben mit dem Bewußtsein, daß ein Mensch bei mir ist. Du, der du den Brief findest, komm. Laß dich durch nichts abhalten, durch keine Pflicht, durch keine Lust; das Wichtigste, das Dringendste, das du zu tun hast, ist das, zu mir zu kommen. Denn ich bedarf deiner als der elendeste der Sterblichen und der Sterbenden.“

Diesem Brief war eine Adresse beigelegt.

Mathilde hatte ihn, ohne auch nur von einem einzigen Vorübergehenden gestört zu werden, mit steigender Erschütterung gelesen. Ihre Hände zitterten. Sie barg das Schreiben in ihrer Manteltasche und schritt auf das Haus zu, vor dessen Tor es gelegen hatte. Sie ging an einem offenen Gastlokal vorbei, wo viele Leute in Rauch und Dunst beisammen saßen und wo die Klänge eines Grammolas als freischwender Unterton den Lärm des Gelächters und Geschwäges trugen. Eine Treppe höher hörte sie das Weinen und Zanken von Kinderstimmen; weiter oben wurde Klavier geübt, und noch höher hörte man in einer Küche vergnügtes Mädchenlachen. Und dann kam die letzte schmale Treppe, und zu oberst war es ganz still. Mathilde sah die roh-hölzerne Tür, die in dem Briefe als die richtige bezeichnet war. Ein Grauen befiel sie, eine Scham, eine Neigung, zu fliehen. Sie klopfte leise, ohne Antwort zu erhalten; sie wiederholte lauter — alles blieb stumm. Da drückte sie auf die Klinke und trat mit Aufbietung all ihres Mutes in die Kammer. Eine Kerze in einer Laterne erhellte den Raum sehr mangelhaft. Sie sah die Umrisse eines Bettes, eines Tisches, einiger Stühle. Aber sobald sie einen Schritt in die Stube getan hatte, hörte sie, wie sich auf der Lagerstatt jemand aufrichtete. Eine heilere, halb erstickte Stimme fragte:

„Kommt jemand?“

„Ich bin es“, sagte Mathilde hilflos-verlegen, „ich habe Ihren Brief gefunden.“

„Gott sei gelobt“, keuchte der Mann, und sein Körper fiel wie ein schweres Laststück in die Kissen zurück.

Da nahm Mathilde entschlossen die Laterne vom Tisch, trat an das Bett, hob das Licht hoch und sah den Kranken an. Und über sein verfallenes, hageres Antlitz zuckten Lichter, die nicht nur von dem matten Laternenchein herrühren konnten. Seine halberloschenen Augen leuchteten noch einmal auf und hingen an dem Bild von Jugend und Schönheit, das sich über ihn neigte.

„Ein Mensch ist zu mir gekommen, ein Mensch — und solch ein Mensch“, flüsterte er.

„Von jetzt an sollen Sie nicht mehr verlassen sein“, sagte Mathilde, „was kann ich für Sie tun?“

Er machte einen Versuch, den Kopf zu schütteln und zu lächeln.

„Nichts mehr“, sagte er, „Sie haben getan, was Sie konnten.“

Und weil sie sich erinnerte, daß in dem Brief die Hoffnung ausgedrückt war, eine menschliche Hand möchte ihn berühren, so legte sie ihre weißen Finger auf seine Stirn und faßte mit der andern Hand seine bleiche Rechte.

Sie wußte nicht, wie lange sie an dem Lager des Sterbenden stand; aber das wußte sie, daß sie in dieser Stunde vielleicht das größte Erlebnis erfuhr, das ihr beschieden war. Es war Nacht, als sie im ersten Stodwerk klingelte und zu der heraustretenden Frau sagte:

„Ihr Mieter in der Dachwohnung ist gestorben.“

Die Frau betrachtete sie mit offenem Mund. Ehe sie aber noch fragen konnte, wer sie sei, war Mathilde fort.